Der Stern.

Eine Zeitschrift
der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

Bereitet dem Herrn den Weg und machet seine Steige richtig! Matth. 3:3.

Nr. 24. | 25. Dezember 1923. | 55. Jahrgang.

Es ist in keinem andern Heil.

Viel ist in der Vergangenheit von lokalen, nationalen und internationalen Friedensgesellschaften über Frieden gesprochen worden, und trotzdem ich die meisten aufrichtigen Anstrengungen solcher Vereinigungen von Herzen unterstütze, habe ich doch immer gefühlt, daß die Friedenserziehung insofern falsch aufgefaßt wurde, als jene, die den Frieden predigen, am falschen Ende beginnen. Sie wollen verbessern und heilen, anstatt vorzubeugen. Sie malen die Vorteile des Friedens aus, indem sie den kaufmännischen Maßstab anlegen, aber Friede, der so gesichert werden soll, ist ein unsicheres Ding.

* * *

Wann wird Friede auf sicherer Grundlage erstehen? Wenn die Menschen gelernt haben, ein tiefes, starkes Fundament zu legen, wenn sie gelernt haben, einander zu lieben und andre so zu behandeln, wie sie selbst gerne behandelt sein möchten. Und obgleich Kongresse abgehalten werden und Friedenskonferenzen zusammentreten, so wird doch nur dann Frieden auf Erden regieren, wenn die Menschen im Frieden des einfachen Evangeliums Jesu Christi erzogen sind. Die Grundlage des Friedens, die einzige, die bestehen kann, ist das Evangelium der Erlösung, wie es dieser Erde durch den Erlöser der Menschheit gegeben wurde.

Dr. James E. Talmage.

Friede auf Erden.

Von Präsident David O. McKay.

Wenn jemand die Frage stellen würde: Welcher Stadt hat die Welt die größte Zivilisation zu verdanken? dann könnten wir, ohne uns zu besinnen, die Stadt Jerusalem nennen. Wir würden dieser alten Stadt eine solche Auszeichnung nicht nur deshalb verleihen, weil sie die Davidsstadt ist, oder weil sie immer noch von den drei großen Religionen der Menschheit verehrt wird, sondern weil mit ihr das Leben, die Lehren und der Tod Jesu Christi, des Erlösers der Welt, verbunden sind.

Fünf Meilen südlich von Jerusalem liegt Bethlehem, eine kleine Stadt von historischer Wichtigkeit, die ebenso der Gegenstand der Verehrung sein wird, so lange ein Christenherz schlägt oder die Lippen eines Christen ein Gebet sprechen. Ihre Bedeutung hat sie nicht nur deshalb, weil sie eine der ältesten Städte Palästinas ist, oder weil sie mit der schönen Geschichte von Ruth verknüpft und die Heimat ist von Jesse und David und vieler andrer bedeutender Personen und Ereignisse der biblischen Geschichte ist, sondern deshalb, weil in Bethlehem die Wiege des Erlösers der Menschheit stand.

Jerusalem (das kanaanistische „Urusalin", das hebräische „Yarushalayim") bedeutet „Platz des Friedens". Bethlehem („Beit Lahm") bedeutet „Haus des Brotes", vielleicht deshalb, weil es in früheren Zeiten eine fruchtbare Gegend war und weil die ursprüngliche Pflanze, von welcher der kultivierte Weizen gezogen wurde, nur in der Nähe Bethlehems wuchs. Es ist bedeutsam, daß von der Heimat des Brotes der Sproß des Lebens oder das Brot des Lebens entsprang.

Friede! — Leben — Ewiges Leben! Diese Worte sollten in der herannahenden Festzeit, wo wir die Geburt des Erlösers feiern, eine größere Bedeutung haben.

Friede, das Gegenteil von Furcht, war die Botschaft, welche der Engel den Hirten brachte, als er sagte:

„Fürchtet Euch nicht, siehe ich verkündige Euch große Freude". Friede wurde von den himmlischen Heerscharen verkündigt, als sie sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlfallen."

„Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren," rief der betagte Simeon aus, als er durch die Inspiration des Geistes sah, daß das gesegnete Kind „das Licht der Heiden und die Herrlichkeit des Volkes Israel" sein sollte.

Friede und Wohlgefallen, zweifellos waren die Herzen der Weisen davon erfüllt, als sie das schimmernde Gold und die köstlichen Gaben dem wahren König der Juden darbrachten. Gegenüber dem Entzücken, das ihre Seelen erfüllte, als sie mit gebeugten Knieen ihren König anbeteten, den sie durch ihre Gelehrsamkeit und ihr Suchen nach Wahrheit gefunden hatten, erschienen irdische Schätze nichtig und wertlos.

Auf diese Weise erzählt uns die Geschichte, daß Jesus durch irdische Geburt und himmlische Verkündigung und später durch frühzeitige Schulung verbunden wurde mit den Demütigen, mit denen, die ehrlichen Herzens waren, mit den aufrichtigen Suchern nach Wahrheit, und dadurch mit allen Klassen der Menschenkinder in Berührung kam, deren körperliche, geistige und moralische Lasten er von ihren Schultern nehmen wollte.

Mehr als neunzehnhundert Jahre lang ist er eine Inspiration für Millionen von Männern und Frauen gewesen. Sein Einfluß war es, der die Poeten begeisterte, der die Künstler befähigte, der Welt unsterbliche Schön-

heit zu schenken, der den Seelen der Musiker neue Harmonien gab und durch die Zeitalter Gesänge von Preis und Dank ertönen ließ, seine Macht war es, die jahrhundertelang arme, unterdrückte Menschen aufrecht erhielt, denen für all ihre Mühe keine Freude und irdische Behaglichkeit wurde; er gab ihnen den Trost, daß Einer am Ende ihres Lebensweges stehen und zu ihnen sagen würde: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Sein Einfluß war es, durch den alles Gute in der Welt zustande kam, und sein Leben war es, das dahingegeben wurde, um dem Menschengeschlecht Frieden und ewige Erlösung zu bringen.

Und dennoch, nach neunzehnhundert Jahren, müssen wir fragen, wo ist der Friede zu finden? Nicht in Jerusalem, dem „Platz des Friedens", denn die Mohammedaner und die sogenannten Christen widersetzten sich den Juden, weil die Letzteren eine Heimat im Heiligen Lande suchen, nicht in der Kirche des Heiligen Grabes, zu welcher der Mohammedaner die Schlüssel hält, weil sie keine der sogenannten christlichen Sekten der andern gönnen oder anvertrauen will, auch nicht in Bethlehem, wo die steingehauene Krippe und die Wände der Kalksteingrotte, dem sagenhaften Geburtsplatz unsres Herrn, mit kostbaren Malereien bedeckt sind, aber so staubig und schmutzig, daß der Besucher kaum entdecken kann, was sie vorstellen sollen, die aber so bleiben müssen, weil keine der christlichen Sekten der andern erlauben will, sie zu berühren. Wir finden den Frieden nicht in Europa, wo die Völker sich nach dem größten Krieg der Welt immer noch herumstreiten, nicht unter den christlichen Sekten, die einander schmähen und falsches Urteil über diejenigen ihrer Mitmenschen fällen, die nicht so glauben wollen wie sie, auch nicht im Herzen eines Mannes oder einer Frau, die Feindschaft oder Groll gegen irgend ein menschliches Wesen oder gegen irgend eine von Gottes Kreaturen hegen, denn Friede und Haß können nicht zu gleicher Zeit in einer Seele wohnen.

Nur in dem Herzen, das Liebe hat und in der Kirche Christi, wo Nächstenliebe und Unterwerfung unter den Willen Gottes herrscht, werden wir Frieden finden. Denn das ganze Gesetz ist erfüllt in dem einen Wort, Liebe, selbst in dem Worte: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Möge zur Weihnachtszeit im Herzen eines jeden Heiligen der Letzten Tage Liebe zu finden sein und der Wunsch, andern zu helfen. In allen solchen Herzen wird Friede wohnen und wo dieser Friede ist, macht es wenig aus, ob der Mensch arm oder reich ist, denn er hat zu dem Frieden, der unaussprechliche Freude gibt, die Zusicherung, die der Menschensohn gab, als er sagte:

Ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir kommt, den wird nimmermehr hungern, und wer an mich glaubt, den soll nimmer dürsten.

„Millennial Star".

Harriets Weihnachtsgaben.

(Von Elsie C. Carroll.)

Harriet Larimer saß am Küchentisch und war gerade beschäftigt gewesen, zusammen mit ihrer Mutter Nüsse zu schälen; nun war die Mutter hinausgegangen, weil es an der Haustüre geläutet hatte. Die Hände des Mädchens lagen müßig im Schoße und ihr Blick ruhte auf der Schneelandschaft draußen. Es war der Tag vor Weihnachten, aber Harriets Gesicht zeigte alles andre, als Weihnachtsfreude. Tränen verdunkelten ihre Augen, sodaß sie die winterliche Schönheit nicht gewahrte; alles, was sie sah, war ein trauriges Bild des morgigen Tages.

Noch vor wenigen Monaten hatte Harriet in einem schönen Hause in der nahen Stadt gewohnt, umgeben von allem Luxus, den man mit Gold kaufen konnte. Dann hatte ihr Vater plötzlich sein Vermögen verloren. Als er seiner Frau und Tochter die traurige Neuigkeit überbrachte und ihnen sagte, sie müßten ihr schönes Heim aufgeben, da hatte die Mutter vorgeschlagen, sie wollten hinausziehen in das kleine Landstädtchen, wo sie in früheren Jahren schon gewohnt hatten. Und der Vater hatte diesen Vorschlag freudig angenommen.

Harriet war tapfer und vernünftig gewesen. Sie hatte ihre Heimat und ihre Freunde ohne ein Wort der Klage verlassen. Ja, sie hatte sich sogar auf ihr neues Leben gefreut und hatte neue Freunde gefunden, Freunde, die von den seitherigen sehr verschieden waren. Sie hatte sich selbst nicht erlaubt, traurigen Gedanken betreffs ihres Unglücks nachzuhängen, nicht, bis die Weihnachtszeit heranrückte. Und wenn sie es jetzt tat, so war es nicht deshalb, weil sie die kostbaren Gaben zu Weihnachten missen mußte, sondern weil sie selber nichts zu geben hatte. Soweit Harriet zurückdenken konnte, war der Weihnachtstag für sie der glücklichste Tag im Jahr gewesen, weil sie so viele Andre glücklich machen konnte. Sie hatte immer eine große Liste von Witwen und Waisen gehabt, Leute, an die vielleicht niemand gedacht hätte, wenn sie nicht gewesen wäre. Die Wochen vor Weihnachten waren immer voll freudiger Aufregung für sie gewesen. Aber diesmal hatte sie nichts, gar nichts zu verschenken. Und Weihnachten würde heuer anstatt der glücklichste, der traurigste Tag für sie sein.

Plötzlich wischte das Mädchen die Tränen von ihren Augen, sie hörte die Schritte der Mutter, und Vater und Mutter sollten nicht wissen, wie unglücklich sie war. Sie stand rasch auf und ging in die Speisekammer, um einen Teller zu holen. Dabei hörte sie, wie ihre Mutter im Nebenzimmer sagte:

„John und ich sind hier vollkommen zufrieden und glücklich. Wir hatten das Glück, dasselbe kleine Haus wieder zu bekommen, in dem wir einst in unsren ersten Ehejahren wohnten, und als wir wieder einzogen, war es mir gerade zumute, als ob wir unsre Flitterwochen nocheinmal verleben würden. Wir fühlen uns ordentlich frei, seit wir alle die Sorgen und Verantwortlichkeiten los sind, die das viele Geld mit sich brachte. Aber es ist schwer für Harriet, besonders jetzt an Weihnachten. Sie hat immer so viel Freude daran gehabt, wenn sie ihre Gaben austeilen konnte. Sie gibt sich die größte Mühe, tapfer zu sein, um ihrer Eltern willen und klagt mit keinem Wort, aber wir merken doch, wie der Kummer ihr fast das Herz bricht. Sie hat es eben noch nicht gelernt, daß die wertvollsten Dinge, die wir andern geben können, kein Geld kosten."

Harriet huschte nach der Küche zurück, unzufrieden mit sich selbst, daß sie nicht imstande gewesen war, ihre bittere Stimmung vor ihrer Mutter zu verbergen. Und immer wieder klang ihr der letzte Satz in den Ohren: Die wertvollsten Gaben kosten kein Geld. Was meinte die Mutter damit? Sie, Harriet, hatte noch keine Geschenke gesehen, die nicht in der einen oder andern Weise Geld gekostet hätten.

Da kam die Mutter wieder in die Küche zurück und sagte: „Frau Durant war da, um zu fragen, ob eine von uns beiden helfen könnte, Geschenke für den Frauenverein fortzutragen. Ich sagte ihr, wir würden es mit Freuden tun und so hat sie drei Pakete dagelassen. Ich möchte gerne, daß du das übernimmst, liebe Harriet. Ein Spaziergang in der frischen Luft wird dir gut tun. Wir sind ja auch beinahe fertig und ich will, während du fort bist, vollends alles richten, für Tante Maggie und Onkel Peter."

Harriet wollte zuerst protestieren, sie hatte keine Lust, andrer Leute Geschenke zu verteilen, sie hätte gerne ihre eigenen gegeben. Aber sie sagte nichts und holte schweigend ihren Mantel und nahm die Pakete in Empfang.

„Dieses hier ist für die Jones Kinder," sagte die Mutter, „arme Dinger, es wird eine traurige Weihnachten für sie sein, ihre Mutter ist heute früh ins Krankenhaus gekommen, wie mir Frau Durant erzählte, und die Tante, die kommen und den Haushalt führen will, kann erst morgen abend hier sein. Das hier ist ein Buch für die alte Granny Brown. Sie hat immer noch Hunger nach Büchern, obgleich ihr Augenlicht beinahe geschwunden ist und sie warten muß, bis Freunde, die oft gedankenlos sind oder fast keine Zeit haben, ihr etwas vorlesen. Und dieser Pack soll zu den kleinen Jungens ins Krüppelheim, es sind Spiele drin für diese unglücklichen Burschen. Frau Durant hätte dieses Paket am liebsten selbst hingetragen, denn sie sagte, es müsse jemand eine Weile dort bleiben und den Jungens zeigen, wie sie die Spiele handhaben sollen, aber da bekam sie heute unerwartet Besuch und war deshalb daran verhindert."

Harriet nahm die Pakete und machte sich auf den Weg. Als sie das Haus der Jones Kinder erreichte, machte ihr die zwölfjährige Laura die Türe weit auf. Das Kind hatte der Mutter Schürze umgebunden und trug gerade das Handtuch im Arm. Die kleine Wohnung war in Unordnung und trug den traurigen Stempel eines Heims, in dem die Mutter fehlt, aber noch mehr konnte man dies aus den Gesichtern der Kinder lesen. Harriets Herz wallte über von Mitleid und sie plauderte mit den Kindern, um sie aufzumuntern. Als sie endlich gehen mußte, eilte sie zu der alten Granny Brown. Auf ihr Klopfen hörte sie eine dünne, zittrige Stimme „Herein" rufen. Harriet trat ein. Oh, was für ein Bild der Einsamkeit bot sich ihr dar. Da saß die alte Frau beim Feuer mit ihrem Strickzeug, allein und verlassen, nur eine Maltheserkatze lag ausgestreckt zu ihren Füßen. Granny schien sichtlich erfreut zu sein, daß man im Frauenverein an sie gedacht hatte und bat Harriet, ein wenig bei ihr zu bleiben.

Als das junge Mädchen wieder weiter wanderte, kamen ihr die Worte der Mutter wieder in den Sinn: „Die wertvollsten Gaben sind die, welche kein Geld kosten". Und sie fing an, zu verstehen, was diese Worte bedeuteten.

Das letzte Paket gab sie im Krüppelheim ab, und als sie gerade wieder fortgehen wollte, öffnete sich eine der Türen und Harriet erblickte eine lange Reihe blasser, kleiner Burschen, mit großen, leidensvollen Augen. Was die am nötigsten brauchten, das war jemand, der mit ihnen spielte und sie lachen machte, wie andere Kinder. Oh, die Mutter hatte recht, die besten Gaben waren nicht für Geld zu haben. Harriet ging mit beschwingten Schritten nach Hause, ihr Herz pochte vor Freude, denn ein herrlicher Gedanke kam ihr in den Sinn, sie würde trotz allem ein richtiges Weihnachtsfest haben.

Als Harriet ihr Heim erreicht hatte, rannte sie zu ihrer Mutter und rief: „Mutter, kann ich den heutigen Abend und den ganzen Tag morgen für mich haben?" Frau Larimer schaute verwundert auf, das war eine sonderbare Frage, aber ein frohes Lächeln huschte um ihren Mund, als sie die Veränderung im Gesichte ihrer Tochter sah.

„Du wirst Onkel Peter und Tante Maggie haben und mich nicht gerade nötig brauchen", fuhr Harriet ein wenig erregt fort.

„Oh, natürlich, Liebling, du kannst den Tag für dich haben, aber ich verstehe nicht . . ."

„Weißt du, Mutter," fiel ihr Harriet rasch ins Wort, ich will ein wenig von mir selber als Weihnachtsgeschenk geben. Da sind diese armen Jones Kinderchen. Was würde ihnen eine Wagenladung Geschenke vom Frauenverein nützen, ohne die Mutter! Sie brauchen jemand, der sie lieb hat und ich möchte das gerne tun. Wenn es dir recht ist, gehe ich gleich jetzt." Frau Larimer küßte ihre Tochter und Harriet sprang die Treppe hinauf, um noch ein kleines Paketchen zu machen, ehe sie ging.

Bald stand sie wieder vor dem Haus der Jones Kinder, Harriet schaute verstohlen durchs Fenster, da sah sie, wie Laura sich abmühte, das beinahe erloschene Feuer wieder zum brennen zu bringen, der kleine Jim saß in einer Ecke und starrte ins Leere, während die kleine Emily ihrer Schwester Laura nachkrabbelte und nach der Mama schrie.

Harriet trat ein und der Gedanke, was diese Kinder für einen trostlosen Weihnachtsabend gehabt hätten, ohne ein bischen Liebe, trieb ihr fast die Tränen in die Augen.

Die Kinder schauten erstaunt auf die Eintretende, waren aber sichtlich erfreut, als sie sahen, daß es die liebe, junge Dame war, die ihnen das Paket vom Christkind gebracht hatte, das erst morgen geöffnet werden durfte. Bald brannte wieder ein lustiges Feuer im Kamin und in seinem warmen Schein spielten die zwei Kleinsten glücklich und zufrieden mit ihren Bauklötzen. Der Duft von Pfefferkuchen zog durchs Haus und Laura bemühte sich zu helfen, Weihnachtsmänner und verschiedene Tiere auszuschneiden, die nachher in die Strümpfe gesteckt werden sollten. Dann öffnete Harriet ihr Paketchen und ernannte den kleinen Jim zum Gehilfen beim Pop-corn[1]) machen. Und während sie arbeiteten, plauderte sie fröhlich mit den Kindern und die glücklichen Augen derselben waren ihr süßer Lohn. Der Wintertag neigte sich schon seinem frühen Ende zu, als es an der Türe klopfte. Harriet eilte, um nachzusehen, wer draußen sei und stieß einen Ruf der Freude und Ueberraschung aus, als sie ihren Vater erblickte, mit einer kleinen Tanne im Arm. Sie wollte ihn mit Fragen bestürmen, aber er schnitt ihr kurz die Rede ab:

„Guten Abend, Madame," sagte er augenzwinkernd und mit einem Lächeln auf den Lippen, „ich wundere mich nur, ob die Kinder nicht auch gern einen Weihnachtsbaum hätten."

„Danke schön, werter Herr," gab Harriet zurück, indem sie glückstrahlend in das liebe Gesicht ihres Vaters schaute, „sie werden sich sehr darüber freuen, nicht wahr Kinder?" wandte sie sich zu der kleinen Schar, die sich zur Türe gedrängt hatte. Die Kinder gaben eifrig ihre Zusicherung, und der „gute Herr" brachte den Baum ins Zimmer und stellte ihn auf. Und dann begann ein fröhliches Schmücken, die Kinder machten Ketten aus Popp-corn und so endete der Tag in Freude und Zufriedenheit, der so traurig begonnen hatte.

Als es Zeit war zum Schlafengehen steckte Harriet die Kleinen ins Bett, dann hängte sie die Gaben vom Frauenverein an das Bäumchen und rüstete alles zu für das Frühstück. Als sie damit fertig war, machte sie sich ein Lager zurecht nahe bei dem Bett, in welchem ihre kleinen Pfleglinge lagen und bald fiel auch Harriet in einen süßen Schlummer; aller Kummer der vergangenen Wochen war vergessen.

Am andern Morgen verlebte sie mit den Kindern die erste glückliche Weihnachtsmorgenstunde, gab ihnen ihr Frühstück und nahm sie dann mit ins Krankenhaus, ihre Mutter zu besuchen. Und wie warm wurde es Harriet ums Herz, als sie die Freude der kranken Mutter sah. Nie hatte das junge Mädchen eine so aufrichtige, tiefgefühlte Dankbarkeit spüren dürfen, als die der Mutter für das, was ihren Kindern getan worden war.

Als sie wieder nach Hause kamen, fanden sie zu ihrer Ueberraschung, daß die Tante schon angekommen war, die man erst abends erwartet hatte. Die Kinder baten Harriet, doch noch dazubleiben, aber sie ließ sich nicht halten. Nach einem herzlichen Abschied machte sie sich auf den Weg mit ihren anderen „Gaben".

Das Haus der alten Granny Brown war ihr nächstes Ziel. Sie fand die arme, alte Frau allein, beim Feuer sitzend, die Katze auf ihrem Schoß.

[1]) Amerikanische Spezialität aus Mais hergestellt. D. R.

„Wer ist da", rief sie, als Harriet eintrat, Granny konnte nicht einmal mehr ihre besten Freunde erkennen.

„Ich bin Harriet Larimer, die Ihnen gestern das Buch vom Frauenverein gebracht hat," erwiderte das junge Mädchen, „ich bin gekommen, zu fragen, ob ich Ihnen nicht ein wenig daraus vorlesen darf."

„Oh, danke, danke vielmals," rief die Alte erfreut aus, „ich bin die ganze Zeit dagesessen mit den bitteren Gedanken, daß ein Buch doch ein grausames Geschenk sei für eine alte Frau, die nicht mehr sehen kann. Aber ich schäme mich nun über das, was ich dachte, denn die Schwestern vom Frauenvereiu wissen alle, wie sehr ich Bücher liebe, doch manchmal ist Gesellschaft besser als Bücher. Setzen Sie sich, liebes Herzchen, und erzählen Sie mir, wer Sie sind, und wie es kommt, daß Sie heute, am Weihnachtstag, Zeit haben, an eine alte Frau zu denken." Harriet setzte sich an Grannys Seite, erzählte ihre Geschichte und streichelte dabei die Katze, die in Grannys Schoß lag. Dann griff sie nach dem Buche und bald saß die alte Frau da mit vorgebeugtem Oberkörper, begierig jedes Wort einsaugend, das von des jungen Mädchens Lippen fiel. Harriet dachte, sie hätte niemals ein rührenderes Bild gesehen und mehr als einmal wurden ihr die Augen feucht, als sie zwischen dem Lesen das begierige alte Gesicht erblickte.

„Granny, ich werde zweimal jede Woche kommen und ihnen vorlesen," versprach Harriet, als sie das Buch zumachte und aufstand, um ihren Mantel anzuziehen.

„Oh, Herzchen, wenn Sie das tun könnten," rief die Alte glücklich. „Sie wissen nicht, wieviel Freude Sie einer armen alten Seele machen würden, die beinahe immer im Dunkeln sitzt und auf das Licht eines andern Tages wartet. Oh, wenn Sie das tun könnten!"

„Ich komme, ich werde kommen," gelobte Harriet, und küßte die runzlige Wange ihrer neuen Freundin.

Dann eilte Harriet weiter, dem Krüppelheim zu. Sie fragte an der Pforte, ob sie die Oberin sprechen könnte.

„Ich bin das Mädchen, das gestern die Spiele vom Frauenverein für die Kinder gebracht hat," sagte Harriet, als die Oberin erschien, „ich möchte fragen, ob ich nicht eine Stunde oder so mit den Kindern spielen darf." Die Oberin machte ein erstauntes Gesicht, gab aber die Erlaubnis dazu und führte Harriet in einen Saal, wo die Jungens still und mit traurigen Gesichtern saßen, trotzdem das Zimmer weihnachtlich geschmückt war. Harriet hatte ihre eigene Art und Weise mit fremden Kindern, besonders mit Jungens, umzugehen, und ehe eine halbe Stunde verflossen war, hallte der Saal wider von Rufen, die man selten in diesem Gebäude hörte und die Wärterin guckte vorsichtig hinein, was das zu bedeuten hätte. Aber was sie sah, mußte sie sehr befriedigt haben, denn sie schlich sich auf den Zehenspitzen wieder zurück und vertraute ihrer Gehilfin an, daß die sonderbare junge Dame entschieden ein Talent hätte, das den meisten Menschen abginge.

Es war beinahe dunkel, als Harriet Abschied nahm, bestürmt von den Jungens, doch recht, recht bald wiederzukommen.

Und jetzt wollte Harriet heimeilen. Aber als sie gerade um die letzte Ecke biegen wollte, hemmte sie plötzlich ihren Schritt, da stand ein kleines Haus, etwas abseits von der Straße. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, und so konnte Harriet ins Zimmer hineinsehen. Sie erblickte einen alten Mann und eine alte Frau, die beisammensaßen, und Harriet wußte, daß die Mutter von diesen Leuten Milch und Eier kaufte. Ohne eigentlich recht zu wissen, was sie tat, ging Harriet auf die Haustüre zu und klopfte an. Die Tür öffnete sich und der Alte fragte freundlich, was das Fräulein wünsche.

Einen Augenblick zögerte Harriet, aber dann fiel ihr Blick auf ein kleines altmodisches Harmonium in der Ecke des Zimmers.

„Ich — ich habe gedacht, ob ich Ihnen nicht etwas vorspielen und ein Lied singen könnte," sagte Harriet mit etwas unsicherer Stimme, „wissen Sie, ich hörte, wie Sie der Mutter erzählten, daß Sie so Heimweh hätten nach Ihrer Tochter Janet, die jeden Abend gespielt und gesungen habe. Wollen Sie mich spielen und mich Ihre Tochter Janet sein lassen für ein Weilchen?"

„Ach, Sie liebes, gutes Fräulein!" rief der alte Mann und schob Harriet ins Zimmer hinein zu seiner Frau, welche sich erhoben hatte und sie willkommen hieß, Harriet ging zum Harmonium und sang und spielte den Leuten eine Stunde lang alle Lieder, von denen sie dachte, daß sie ihnen lieb wären. Als sie sich erhob, um heimzugehen, sah sie die guten Gesichter der beiden Alten strahlen und fühlte, daß sie noch nie zuvor in ihrem Leben so glücklich gewesen war. Sie sagte gute Nacht und eilte heim.

Zu Hause fand sie Vater und Mutter allein am offenen Kaminfeuer sitzen. Harriet holte sich einen niederen Stuhl, setzte sich zwischen sie und nahm ihre Hände.

„Ich habe ein wahrhaft wundervolles Weihnachtsfest verlebt," sagte sie. „Morgen will ich euch alles erzählen. Aber dir, liebe Mutter, muß ich heute abend noch sagen, daß du recht hattest, als Du zu Frau Durant sagtest: „Die kostbarsten Geschenke, die wir geben können, sind die, welche kein Geld kosten." („Juvenile Instructor".)

Unterrichtspläne für unsre Frauenvereine.

Für das Jahr 1924 wird für die Frauenhilfsvereine dieser Mission ein Lehrplan herausgegeben werden, der der offizielle Leitfaden für alle Frauenvereine dieser Mission sein wird. Das vorzügliche kleine Werk ist von Schwester Emma R. McKay, der Präsidentin der Frauenvereine unsrer Kirche in Europa, ausgearbeitet worden und wurde uns von Präsident McKay mit der Anweisung übersandt, daß es auch in unsrer Mission im kommenden Jahr studiert werde.

Wir sind wirklich froh, daß wir endlich in der Lage sind, unsern Frauenvereinen geeigneten Lehrstoff an die Hand zu geben, der sicher von großem Einfluß auf den Fortschritt dieser wichtigen Organisation der Kirche sein wird. Leider sind wir der Kürze der Zeit halber nicht in der Lage, den Lehrplan noch in diesem Jahr vollständig zu übersetzen und drucken zu lassen. Damit aber kein Zeitverlust entsteht, werden wir Vervielfältigungen anfertigen und jeden Monat an die einzelnen Konferenzpräsidenten schicken, sodaß jede Frauenhilfsvereinsarbeiterin eine Kopie zum Studium in den Händen haben wird.

Für die Bemühungen, die einzelne Geschwister gemacht haben, selbst geeigneten Lehrstoff zu finden, sagen wir hier unsern herzlichsten Dank. Wir möchten jedoch die Geschwister bitten, daß sie sich im neuen Jahr an den neuen Lehrplan halten und andre Lehrstoffe zurückstellen.

Wir schätzen die große Arbeit, die der Frauenhilfsverein tut. Der Herr hat den Geschwistern besonders in dieser Zeit der Not reichlich Gelegenheit gegeben, zum Wohl und zum Aufbau der Menschheit zu wirken. Es ist unser ernstlicher Wunsch, daß die Frauenhilfsvereine im nächsten Jahr große Fortschritte machen werden und dazu beitragen, Friede und Wohlergehen unter den Menschen zu verbreiten.

Fred Tadje, Missionspräsident.

Der Stern

Eine Halbmonatsschrift der Kirche Jesu Christi.

Zum einhundertachtzehnten Geburtstag Joseph Smiths.

Bei dem Gedanken an das bedeutsame Ereignis der Geburt Jesu Christi, des Heilandes und Erlösers der Welt, finden viele von uns wenig Zeit, sich der Geburt des großen Propheten dieser Dispensation zu erinnern.

Eine Würdigung, die diesem Manne, seinem Leben und seinem Werk volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, kann nicht in wenigen Worten ausgedrückt werden. Als armer Bauernknabe erblickte er das Licht der Welt und hatte in seiner Kindheit nur sehr wenig Gelegenheit, sich eine Schulbildung zu erwerben. In seinen Jugendjahren, unmittelbar nach seiner ersten Vision, mußte er in schwerer körperlicher Arbeit und unter widrigen Umständen sein tägliches Brot verdienen. Als ihm dann der Engel Moroni die Platten überlieferte, auf denen das Buch Mormon geschrieben stand, war jede Minute seines Lebens bis zu seinem Märtyrertod im Gefängnis zu Carthage dem Dienste des Herrn geweiht.

Wenig Gelegenheit bot sein Leben zum Studium und zur Weiterbildung. Und doch setzt uns die aufrichtige Betrachtung seines Lebenswerkes in Staunen. Die Übersetzung des Buches Mormon, die Herausgabe der Lehre und Bündnisse, der Köstlichen Perle und vieler andrer Schriften, die Gründung einer Kirche, die sich in einem Jahrhundert über den ganzen Erdball verbreitet hat, die Schaffung einer Organisation, der an Vorzüglichkeit und Vollkommenheit keine andre gleichkommt, die Gründung der Stadt Nauvoo, die eine Einwohnerzahl von zwanzigtausend Seelen zu einer Zeit erreichte, als Chicago noch ein kleines Dorf war, die Offenbarung nicht nur des verlorengegangenen Erlösungsplanes, sondern auch der Grundwahrheiten der Astronomie, der Wissenschaft und der Philosophie, die Begründung des Wortes der Weisheit und des Gesetzes der Vereinigten Ordnung, seine Lehren über Regierungen und Regierungsformen sind nur einige seiner Werke, die er in der kurzen Zeitspanne von siebzehn Jahren vollbrachte.

Wir sagen, seiner Werke, aber es war nicht sein Werk. Der vorurteilsfreie Untersucher staunt und fragt: „Ist das die Weisheit eines Menschen?“

Wir haben schon hervorgehoben, daß er keine Weltweisheit besaß, Aber Gott, dessen Weisheit höher ist als die Gelehrsamkeit der Menschen, hatte ihn in seine Schule genommen.

Daher ist keine Würdigung, die Joseph Smith mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe als die: „Er war ein wahrer Prophet des lebendigen Gottes.“

J. W.

Kleine Anekdoten aus dem Leben des Profeten Joseph Smith.

Gib uns ein Zeichen.

Zu allen Zeiten gab es Menschen, die den gottgesandten Profeten nicht glauben wollten und das Ansinnen an sie stellten: Gib uns ein Zeichen, dann wollen wir glauben. Der Heiland nannte das eine böse und ehebrecherische Art. Auch von dem Profeten Joseph Smith wurden verschiedentlich Zeichen verlangt.

Einmal predigte er in Philadelphia. Inmitten seiner Rede wurde er von einem Mann unterbrochen, der ein Zeichen verlangte, und er wollte nicht zugeben, daß der Profet seine Predigt in Frieden beendigen konnte. Nach verschiedenen vergeblichen Warnungen und nachdem er ihn daran erinnert hatte, was Jesus von den Zeichensuchern sagte, deutete Joseph auf die betreffende Person und sagte zu der Versammlung: „Dieser Mann ist ein Ehebrecher." „Das ist richtig," rief ein anderer, „denn ich habe ihn dabei ertappt." Und der Zeichensucher bekannte später, daß die Anschuldigung auf Wahrheit beruhe.

Dein Gott hört dich nicht.

Ein Sektierer besuchte eine Versammlung in Kirtland, in welcher der Profet Joseph Smith predigte. Die Predigt schien ihm aber nicht zu behagen, denn er rief plötzlich aus, der Herr möge Feuer vom Himmel fallen lassen, damit der Profet und das ganze Haus verzehrt würde. Joseph lächelte und sagte: „Sie sind einer der Profeten Baals, Ihr Gott hört Sie nicht."

Geistesgegenwart.

Joseph und der Richter Higbee reisten einmal in einer Postkutsche. Auf dem Weg durchs Gebirge verließ der Kutscher den Wagen, um in einem Wirtshaus Likör zu trinken. Da wurden durch irgend etwas die Pferde plötzlich scheu und rasten im vollen Galopp einen steilen Hügel hinunter. Die Kutsche war vollbesetzt, einige der Reisenden waren Kongreß-Mitglieder, auch zwei oder drei Damen befanden sich im Wagen. Die Reisenden gerieten in die größte Aufregung, eine Frau wollte ihr Kind, um es zu retten, aus dem Fenster werfen. Joseph hielt sie davon ab und tat alles, um die Leute zu beruhigen. Sobald ihm dies gelungen war, öffnete er die Türe und kletterte auf den Kutschersitz. Dies war ein schwieriges Unternehmen und erforderte sowohl körperliche Kraft und Gewandtheit, als auch einen kühlen Kopf und ruhige Nerven, denn die Kutsche wurde hin- und hergeschleudert wie ein Boot auf sturmbewegten Wellen. Es gelang ihm, die Zügel zu erfassen und die Pferde beinahe augenblicklich zum Stehen zu bringen. Sie waren drei Meilen weit gerast, aber es war weder den Reisenden noch den Pferden und dem Wagen etwas passiert, dank dem Mut und der Geistesgegenwart Josephs Smiths. Die Reisenden drückten ihre außerordentliche Bewunderung aus, sie priesen sein Betragen als heldenhaft, ja die Kongreß-Mitglieder gingen so weit, daß sie den Vorfall im Kongreß erwähnen wollten, da er der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig sei. Als sie aber Joseph Smith nach seinem Namen fragten, wurden sie inne, daß der Retter ihres Lebens Joseph Smith, der „Mormonen-Profet", gewesen war. Und die Nennung seines Namens genügte, um alles Lob, alle Dankbarkeit und Versprechungen auf Belohnung zum Schweigen zu bringen.

Wir machen einen Himmel draus.

Einmal, als die Mitglieder viel unter Verfolgung zu leiden hatten, wurde vom Pöbel die Drohung ausgestoßen: Wir werden die Mormonen diesmal sicher in die Hölle jagen.

Mit mildem Blick und einer Stimme, welche die Herzen rührte, sagte der Prosel: „Das macht nichts, meine Brüder, wenn Sie uns in die Hölle treiben, dann jagen wir den Teufel hinaus und machen einen Himmel draus.“

Josephs Liebe zu seinem Vater.

Daß Joseph Smith seine Eltern liebte und ehrte, ist allgemein bekannt, und bei vielen Gelegenheiten zeigte sich die innige Liebe zwischen seinen Eltern und ihrem Sohn.

Im Oktober des Jahres 1835 war Vater Smith krank geworden und obgleich Joseph zu jener Zeit mit anstrengender und ermüdender Arbeit überhäuft war, pflegte er doch seine Eltern mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit. Am 10. Oktober hatte sich der Zustand des Vaters derart verschlimmert, daß es schien, als ob sein Leben zu Ende sei. Der Prosel betete viel für seinen Vater, daß er am Leben bleiben möge, und in der Frühe des Sonntags, am 11. Oktober, als Joseph wieder auf seinen Knieen war, sagte der Herr zu ihm: „Mein Diener, dein Vater soll leben.“ Und in der folgenden Nacht stand Vater Smith auf, kleidete sich selbst an und lobte und dankte dem Herrn für seine Genesung.

Josephs letzte Weihnachten.

Am Weihnachtsmorgen des Jahres 1843 wurden Joseph und sein Bruder Hyrum durch einen wunderschönen Gesang „Erwacht, o Sterbliche, kommt zu den Engeln.“ geweckt. Eine Witwe namens Lettice Rushton und ihre Kinder, sowie einige Nachbarn waren es, die dem Proseten dieses Lied sangen, und die herrlichen Worte dieses Liedes sowohl als die reinen, süßen Stimmen füllten die Herzen des Proseten und seines Bruders mit Freude und Dankbarkeit. Joseph segnete die Sänger und dankte seinem himmlischen Vater für diesen Besuch, Hyrum sagte, sein erster Gedanke sei gewesen, eine Engelschar sei vom Himmel herabgestiegen, einen so wunderbaren Eindruck hatte das Lied auf ihn gemacht. Es war die letzte Weihnachts-Hymne, die Joseph und Hyrum in diesem Leben hörten, denn ehe ein anderes Jahr vergangen war, mußten sie ihr Leben niederlegen. Sie sangen sie in den Schlummer des Todes, um in Unsterblichkeit wieder zu erwachen und sich mit den Chören der Unsichtbaren zu vereinigen.

Emanuel, eine Weihnachts-Erzählung.

Von Orson F. Whitney.

I.

Es saß die Gottheit einst zu Rat
Inmitten vieler Geister.
Des Tages blendend Licht umgab
Der großen Schöpfung Meister.
Von Kolobs Höhe weit hinaus
Erglänzt' es in der Ferne
Bis in des tiefen Chaos Raum
Der Erde und der Sterne.

Und Stille herrschte ringsumher,
Es wirkten nur Gedanken
Für die Bestimmung jener Welt,
Die noch in finstern Schranken.
Gar mancher Fürst und Priester war
Versammelt in dem Bunde
Der Edelste erhob sich jetzt, —
Es flüstert's Mund zu Munde.

Gleich kühn, wie edel an Gestalt,
Mit Zügen göttlich milde,
Des Mittags Sonne sich verbarg
Vor Gottes Ebenbilde;
Sein Haar hell leuchtend wie Kristall,
Wie Schnee auf Gipfels Runde
Und da er sprach, stört nicht ein Hauch
Die feierliche Stunde.

Die Stimme klang gleich der Musik,
Der gern der Wandrer lauschet,
Wenn plätschernd hoch vom Berg herab
Der Bach zum Tale rauschet:
„Mein Vater, da ein Opfer nur
Kann lösen Todesketten
Und einer Welt, die jetzt noch ruht,
Bringt Leben und Erretten.

Und Michael, der große, fällt,
Daß Menschen sei'n auf Erden,
Und ein Erlöser kommen muß —
Wohlan, ich will es werden;
Ich trachte nach Belohnung nicht,
Noch Ruhm ich je begehre,
Das Opfer sei die Freude mein,
Und ewig dein — die Ehre!

Er schwieg. Alsbald erhob sich schnell
Vom Sitz ein Sohn des Morgen.
Gleich wie ein dunkler Gipfel stand,
Den erst der Sturm verborgen,
Ein Wesen, glanzvoll stolz und schön,
Mit freudesprüh'nden Augen;
Die hochgeschwung'ne Lippe zeugt'
Von Wünschen, die nicht taugen.

„So laß mich geh'n!" rief kühn er aus
Mit flammendem Begehren,
Und wer im Himmel und auf Erd'
Muß zu dir wiederkehren.
Denn mein Erlösungsplan verschmäht
Der Willensfreiheit Krone —,
Und als Belohnung ford're ich:
Den Sitz auf deinem Throne!"

Lucifer sprach's. — Ein Flüstern scholl.
Ein Raunen weit im Bogen.
Und aller Augen wandten sich,
Wie vom Magnet gezogen.
Drauf Stille — dann wie Donnerhall
Von hohen Berges Enden
Ertönt's von des Allmächtigen Mund:
„Ich will den Ersten senden!"

Es war geschehn — im ganzen Kreis
Begann sich's laut zu regen
Wie Wogen eines großen Streits,
Wenn Meere sich begegnen.
Die Himmel weinten über ihn
— Noch steht's in den Annalen —
Wie Christus ward von Gott erwählt
Vor jenem, der gefallen.

II.

In Bethlehem erstrahlte hell
Ein Stern in dunkler Nacht,
Sein Leuchten kündete der Welt,
Daß ihr das Heil gebracht.
Die Weisen aus dem Morgenland
Geleitete ein Schein,
Wo in des Stalles Krippe lag
Ein schlafend Kindelein.

O wunderbare Himmelsgnad' . . .
Ein Gott herniederstieg
Und ward ein Mensch, arm und gering,
Zu bringen uns den Sieg.
Ein König dort, ein Heiland hier
Für die verlor'ne Schaar . . . .
Der Erdenzeiten Mitte schlug
Die Stunde hell und klar.

Ein Fürst in Hirtenkleidern holt'
Die Herde, die zerstreut,
Doch wen'ge folgten seinem Ruf,
Wieviel er ihr auch beut;
Die Herzen, stolz vom eitlen Wahn,
Durch Lüste blind und taub,
Seh'n Bettler nicht für Kön'ge an,
Noch Edelstein im Staub.

Er weinte ob Jerusalem,
Da diese stolze Stadt
Durch unerlaubter Priester Macht
Ihr Heil verworfen hat.
„Der Weg, die Wahrheit und das Licht
Bin ich, drum folget mir . . ."
Doch der Erlösungsbote pocht'
Vergebens an die Tür.

O Unglauben, du große Schmach,
Du Grund von allem Streit,
Du Stein des Anstoßes versperrst
Das Tor zur Ewigkeit!
O Selbstsucht, sünd'gen Mammons Gier,
Ihr Pforten zu der Macht,
Wo Blendwerk, gleich der Fledermaus,
Fliegt aus bei Mitternacht.

Durch euch ward ein Gethsemane!
Die Schatten eurer Schuld
Beweinten den Verrat des Herrn
Um schnöde Sucht nach Gold.
Seht, ohne Widerstand geschleift,
Verlassen selbst vom Freund,
Zum Richterstuhl, wo Haß regiert
Und kein Erbarmen scheint.

Und wie ein jedes Schaf verstummt
Vor seinem Scherer, blieb
Sein Mund verschlossen und ertrug
Der Anklag' schweren Hieb.
Es fühlt' im edlen Angesicht
Den Schlag der Gottessohn,
Geschmückt als König hat zuletzt
Ihn eine Dornenkron'.

Zu Golgatha gekreuzigt ward
Der Gott, der Welten Ehr' —
„Vergib, o Vater!" bat er noch
Für sie — und war nicht mehrr . . .
Nicht mehr, wo Erden zitterten.
Wo Blitz und Donner hallt,
Fühlt dieser unbesiegte Geist
Des Grabes Allgewalt.

Und wie mit Falkenschwingen stieg
Er in das finst're Land,
Wo unter seines Glanzes Strahl
Zerriß des Todes Band.
Die Hölle wich und offen sprang
Das Tor zur Ewigkeit,
Durch das erlöste Seelen einst
Eingeh'n zur Seligkeit!

Übersetzt von M. Hoyer.

Eine Weihnachts-Legende der Indianer.

Unseren Mitgliedern und auch vielen unsrer Freunde ist es wohlbekannt, daß die Indianer einst ein weißes und zivilisiertes Volk waren. Das Buch Mormon berichtet uns, daß sie Propheten unter sich hatten, die ihnen das Kommen des Heilandes voraussagten, daß ihnen Zeichen gegeben wurden als der Herr geboren wurde; sie wußten um seinen Tod und nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt hat er sich auch dem Zweige des Hauses Israel auf dem amerikanischen Kontinent gezeigt. Die Indianer haben heute noch Legenden, die Überreste ihres einstigen Glaubens darstellen. Wir entnehmen die nachstehende Geschichte der „Liahona", dem in Independence erscheinenden Organ der Kirche.

„Die folgende Erzählung, die Ähnlichkeit mit der christlichen Geschichte hat, wurde kürzlich von einem indianischen Mädchen vom Stamme der Wyandots, namens Who-sho-no vorgetragen, die zur Zeit im Interesse ihres Volkes im Osten weilt.

„Es lebte einmal ein Indianermädchen, es war so arm, daß es nicht einmal ein paar Perlen hatte, um seine Kleider damit zu schmücken. Diese junge Indianerin war bei allen beliebt, aber ihre Armut war so groß, daß nicht einer der Häuptlingssöhne nach ihr schaute. Eines Tages wanderte sie einsam und traurig durch die riesigen Wälder von Rotholz, es war warm und schwül und das junge Mädchen wurde müde und schläfrig. Auf einem weichen Moospolster unter einem jungen Baum legte sie sich nieder und fiel bald in tiefen Schlummer. Während sie im Frieden der Unschuld schlief, wehte ein sanfter Wind vom Himmel herab und bewegte die Blätter des Baumes, der seine Zweige schirmend über ihre Schönheit breitete. Ein kleines Samenkorn wurde gelöst, fiel auf ihre Brust und drang in ihr Herz. Und im säuselnden Winde flüsterte eine Stimme vom Himmel herab wie der Gesang eines Traumes dem Mädchen zu: „Manitoba, der große Geist, spricht zu dir durch seinen Boten, den Wind. In zwölf Monaten wirst du ein Kind gebären. Es soll mein Sohn sein und er soll dein Volk zur Weisheit und auf meinen Wegen leiten."

Die brennenden Sonnenstrahlen weckten das Mädchen auf und sie eilte zurück zu ihrem Wigwam. Sie wagte nicht, jemanden von ihrer Geschichte zu erzählen, aus Furcht ausgelacht oder von ihrem Stamm verstoßen zu werden als eine, die Lügen erzählt. Aber wie der große Geist gesprochen hatte, so geschah es, im elenden Wigwam des ärmsten Mädchens dieses Stammes wurde der Sohn Manitobas geboren. Zur Stunde seiner Geburt war die Luft erfüllt mit Vögeln und fremden schönen Wesen, die in Gesängen ihn priesen und seine künftige Größe verkündeten. Und während der Knabe heranwuchs, wanderte er durch die Wälder, er sprach mit den Bäumen und Tieren des Waldes, denn er verstand ihre Sprache und ihre Weisen. Und sein Volk nannte ihn einen Träumer und Narren, der zu nichts kommen würde. Eines Tages, als die Häuptlinge in einer großen Ratsversammlung beisammen waren, da erschien ihnen plötzlich, wie wenn er mitten vom Himmel herabgekommen wäre, der Sohn des großen Geistes Manitobas. Er fing an Fragen betreffs ihres Gesetzes und der Weisheit ihrer Religion an sie zu richten. Die erstaunten Häuptlinge stammelten schwache Antworten. Und der Knabe, flüsternd wie das Säuseln des Windes in den Bergen, zeigte ihnen ihre bösen Wege, er nahm alle Probleme vor, eines nach dem andern, und wie ein totes Blatt herniedersinkt, so zerstreute er ihre Schwierigkeiten durch seine Weisheiten. In späteren Jahren wurde die größte Ratsversammlung, die je abgehalten wurde, in den Riesenwäldern der Rotholzbäume einberufen. Die Häuptlinge kamen, geziert mit den feinsten Wampums (Ketten, meist aus bunten Muschelstücken) und den längsten Adlerfedern, bemalt mit den

schönsten Farben, von überallher kamen sie, aus den fernsten Gebieten. Der älteste Häuptling — er hatte mehr als ein und ein halbes Jahrhundert gelebt — erhob sich und sprach zu den Stämmen, die um die großen Lagerfeuer versammelt waren. „Gegenüber der Weisheit, die der Sohn Manitobas besitzt, sind wir noch weniger als der Wurm, der im Frühling den sprossenden Samen benagt. Und da wir sehen, daß der Allwissende sich in das Herz dieses Mannes gesenkt hat, welcher der Sohn eines jungfräulichen Mädchens ist, setzen wir die Königskrone auf sein Haupt und anerkennen ihn als unsren Führer, solange er lebt."

Mit diesen Worten setzte er den Kranz von Adlerfedern auf das Haupt des träumenden Knaben. Und plötzlich war die Luft wieder erfüllt von Vögeln und fliegenden Wesen, welche sangen: „Von Manitoba kommen wir, wir singen seinem Sohne zu Ehren. Merket auf seine weisen Wege, denn sie sind die Wege Gottes, und er wird groß werden unter den Völkern."

Nachdem Who-sho-no die Legende erzählt hatte, setzte sie sinnend hinzu: „Diese Geschichte wurde unter unsrem Volk erzählt, lange bevor die Weißen nach Amerika kamen."

Der Zehnte.

In den letzten Wochen des alten Jahres pflegen die Menschen Inventar zu machen. Arbeiten, die man lange aufgeschoben hatte, werden noch erledigt, Briefe, die monatelang unbeantwortet blieben, werden erwidert und man strengt sich an, seine Verbindlichkeiten soviel wie möglich in Ordnung zu bringen, ehe das Jahr sich gänzlich seinem Ende zuneigt.

Wie viele von uns denken daran, daß sie auch ihrem Gott gegenüber Verbindlichkeiten haben? Wieviele Versprechungen haben wir dem Herrn zu Beginn dieses Jahres gemacht? Haben wir unser Wort gehalten? In manchem ist es jetzt zu spät, aber manches kann noch nachgeholt und Ordnung gebracht werden. Und zu den Dingen, die wir noch vor Jahresschluß in Ordnung bringen können, gehört der Zehnte. Wir alle sind genügend über diese Sache belehrt worden, wir kennen unsere Pflicht dem Herrn und seiner Kirche gegenüber, wir wissen auch was für Folgen es hat, wenn wir unsern Zehnten bezahlen und wenn wir ihn nicht bezahlen. Wir erwarten von unsrem Gott, daß er uns sein Wort hält, wie handeln wir aber ihm gegenüber mit unsern Versprechungen? Laßt uns gegen unsern Herrn und Gott ehrlich sein.

Daß auch andre Glaubensparteien, die bis jetzt dem Gebot des Zehnten ablehnend gegenüberstanden, ja die der Kirche Christi deswegen Vorwürfe machten, langsam zur Einsicht kommen, es wäre gut und richtig, Zehnten zu bezahlen, das beweist nachstehender Artikel, der im Evangelischen Wochenblatt „Licht und Leben", Verlag in Elberfeld, im November dieses Jahres erschienen ist. Darin wird Folgendes ausgeführt:

„Die gute Gewohnheit, in evangelischer Freiheit den Zehnten (d. h. irgend einen festen Prozentsatz) des Einkommens für Gaben der Liebe und Werke des Reiches Gottes zu verwenden, hat noch keinen gereut. Das ist neben der mit Gesetzeszwang auferlegten Staatssteuer für das Reich der Welt eine freiwillige Steuer für das Reich Gottes; denn wir sind als Bürger zweier Reiche auch steuerpflichtig für beide Reiche. Der „Wahrheitszeuge" (1923, 42) schreibt: „Auf euren Rat hatte ich mich entschlossen, den Zehnten zu geben, und nun siehe, das war der Anfang vom Ende, ich bin ruiniert und muß nun um Unterstützung bitten." Bis heute hat sich noch kein Derartiger gemeldet. Das gerade Gegenteil ist der Fall Es laufen beständig Zuschriften ein, die uns mitteilen, daß sie seit der

Einführung des Zehnten reicher geworden sind und daß sie jetzt vor allen Dingen in ihrer Opferkasse immer viel Geld haben, sodaß sie zu den „Freudiggebern" gehören.

Diese Erfahrung hat auch eine Familie in einer unsrer Großstädte gemacht. Sie haben sieben Kinder. Bis auf die beiden Kleinsten sind alle in der Gemeinde. Alle sind tätig für den Herrn. (Eine Hütte Gottes für den Menschen!) Die Mutter schreibt: „Seit einem Jahre geben wir den Zehnten. Und es geht herrlich. Der Herr hält sein Wort. Wir haben einen wahrhaftigen Gott. Ihm sei Preis! Er segnet. Und Gott ist da für alle Zweige des Reiches Gottes. Zuerst war mein lieber Mann auch bange und meinte, das geht nicht; ja, er traute seinem Gott nicht zu, daß er Wort hält. Aber ich ließ nicht locker und hielt ihm immer wieder Gottes Gebote vor. Und jetzt ist mein Mann der freudigste Geber, den man sich denken kann!"

Das sind also keine Theorien, sondern praktische Erlebnisse! Und der Herausgeber bittet nicht um Entschuldigung, daß er so oft davon schreibt, weil er allen seinen Lesern wünscht, daß es ihnen täglich besser geht und weil er selbst aus mehr als dreißigjähriger Erfahrung davon reden und zeugen kann. Natürlich ist jeder frei und darf nach dem Grade seiner Liebe handeln; aber: „Probieren geht über Studieren!"

Dieser Artikel oder vielmehr die Zeugnisse in demselben mögen manches Mitglied der Kirche Jesu Christi beschämen.

Einladung zum Abonnement für das Jahr 1924.

Mit dieser Nummer des „Stern" bringen wir diesen Jahrgang zu Ende.

Der letzten Nummer legten wir einen Prospekt bei, und wir hoffen, daß er den gewünschten Erfolg haben wird. Es ist unsere Absicht, dem „Stern" die weitmöglichste Verbreitung zu geben. Diese Zeitschrift sollte in keinem Heim der Heiligen der Letzten Tage fehlen. Die Geschwister werden viele Dinge zu ihrem Aufbau und ihrer Belehrung darin finden.

Wir empfehlen den Geschwistern, den Prospekt sorgfältig durchzulesen. Wir hoffen, mit der Wahl des Stoffes das gefunden zu haben, was die Leser gerne haben. Vorschläge und Wünsche berücksichtigen wir stets und sind dankbar für jede Anregung, die aus dem Kreise der Leser kommt. Besonders machen wir die Geschwister noch einmal auf unsern Briefkasten aufmerksam, den wir im Jahre 1924 einführen wollen. Wir hoffen, daß von dieser Gelegenheit reichlich Gebrauch gemacht wird und daß dadurch eine langerwünschte, engere Verbindung zwischen Leser und Redaktion geschaffen wird.

Wir werden die beiden ersten Nummern noch an die alten Abonnenten senden. Wenn die Geschwister bis zu diesem Zeitpunkt ihr Abonnement nicht erneuert haben, dann nehmen wir an, daß sie den Stern nicht weiter zu beziehen wünschen.

Die Agenten bitten wir, ihre Bestellungen ebenfalls spätestens bis Mitte Januar zu erneuern.

Wir wünschen allen Lesern ein frohes und gesundes Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr. Die Redaktion.

Sonntagsschule.

Von der General-Superintendentschaft der schweizerischen Sonntagsschulen ist uns der Betrag von Fr. 433.95 als Ergebnis des diesjährigen Nickelsonntags für die notleidenden Sonntagsschul-Kinder in Deutschland überwiesen worden. Die Tat spricht für sich selbst!

Todesanzeigen.

Kiel. Am 5. Oktober starb Bruder Andreas Krüger, geboren am 19. Mai 1859, getauft am 15. Juni 1902. Im Jahre 1907 kam Bruder Krüger nach Kiel, wo er viele Jahre lang die Gemeinde leitete. Er war ein treuer Diener im Weinberge des Herrn und starb mit einem festen Zeugnis vom Evangelium. Seine letzten Worte waren: „Vater ich bin fertig und bereit zu kommen."

Gera. Am 5. Oktober wurde das 1½ Jahre alte Söhnchen Heinrich der Geschwister Rambach wieder heimgerufen. Das Kind hatte an Hirnhautentzündung gelitten. Am 14. November starb Schwester Emilie Burkhardt an einem Schlaganfall. Sie wurde geboren am 20. November 1845. Schwester Burkhardt starb als ein treues Mitglied.

Hamburg-Ham. Hier starb an Altersschwäche Schwester Johanna Dorothea Geerken im Alter von nahezu 81 Jahren. Sie machte im Jahre 1906 einen Bund mit dem Herrn und blieb demselben treu bis an ihr Lebensende.

Biel. Schwester Bertha Liechti, ein beliebtes und eifriges Mitglied der Gemeinde Biel, wurde am 15. Oktober aus diesem Leben abberufen. Sie wurde geboren am 29. Oktober 1869 und schloß sich am 7. September 1917 der Kirche an. — Am 2. September starb nach längerer Krankheit Schwester Anna Marie Gugger-Bühler. Sie wurde geboren am 21. Mai 1854, getauft am 17. April 1913, bekleidete das Amt einer Präsidentin im Frauenhilfsverein und starb als gutes, treues Mitglied.

Freiberg. Am 6. November starb Schwester Anna Amalie Einhorn, geboren am 22. Mai 1855, getauft am 22. Mai 1910. Die Dahingeschiedene war eine treue Heilige der Letzten Tage. — Am 9. November starb die kleine Anna Maria Elsa Günther, Töchterchen des Bruder Günther.

Köln. Hier starb am 9. November der kleine Heinz Sommerkorn an Diphterie, im Alter von fünf Jahren. Der kleine Heinz war ein fleißiger Schüler der Sonntagsschule und ein Liebling der dortigen Geschwister. Sein Tod kam unerwartet und rasch.

Spandau. Bruder Arthur Meier starb am 16. November. Er wurde geboren am 3. Mai 1895 und getauft am 14. Februar 1910. — Am 22. November nahm der Herr das Töchterchen der Geschwister Dinse wieder zu sich. Das Kind wurde geboren am 24. September 1923.

Inhalt:

Es ist in keinem andern Heil . . . 377
Friede auf Erden 378
Harriets Weihnachtsgaben . . . . , 379
Unterrichtspläne für unsre Frauenvereine 384
Zum einhundertachtzehnten Geburtstag Joseph Smiths 385
Kleine Anekdoten 386
Emanuel, eine Weihnachtserzählung . 387
Eine Weihnachtslegende der Indianer 389
Der Zehnte 390
Einladung zum Abonnement 391
Sonntagsschule 391
Todesanzeigen 392

Der Stern erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis für Deutschland, Österreich und Ungarn 660 Millionen Mark für das vierte Vierteljahr. Jährlicher Bezugspreis für die Schweiz 5 Frs., für Amerika und das übrige Ausland 8 Franken.

Postscheckkonto: Für Deutschland Amt Karlsruhe Nr. 9979, für die Schweiz Nr. V. 3896

Für die Herausgabe verantwortlich:
Fred Tadje, Präsident
der Schweizerischen und Deutschen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Druck: Oberbad. Volksblatt, Lörrach